

Leseprobe aus:

Weihnachten mit der buckligen Verwandtschaft



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Dietmar Bittrich (Hg.)

**Weihnachten mit der
buckligen Verwandtschaft**

Die fünf schönsten Geschichten

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung Susanne Kracht/FinePic®, München
Satz aus der Adobe Caslon (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63251 8

- Dietmar Bittrich* **Die Unsterblichkeit** 7
- Nora Gantenbrink* **Oles Spezialpunsch** 17
- York Pijahn* **Herz aus Filz** 33
- Lena Hach* **Das beste Geschenk der Welt** 43
- Frl. Krise und Frau Freitag* **Tolle Ideen** 93

Dietmar Bittrich

Die Unsterblichkeit

Großonkel Joseph war nicht allein mein Erbonkel, sondern auch der Erbonkel zahlreicher anderer Familienmitglieder. Wir alle machten ihm regelmäßig unsere Aufwartung. «Drückt nur die Daumen, Kinder», sagte meine Mutter, seine Nichte, «dass er nie und nimmer ins Heim muss.»

Nach einer längst überholten Tradition hanseatischer Kaufleute hatte Joseph bis zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag an der Gewohnheit festgehalten, Arztkosten aus eigener Tasche zu begleichen. Versicherungen hielt er für Betrugskartelle. Und nun würden sie ihn als Mitglied auch nicht mehr nehmen. Hätte er in ein Pflegeheim umziehen müssen, wären bei den unverschämten Tagessätzen und bei seiner ererbten Zählebigkeit die Millionen in wenigen Jahren dahingeschmolzen. Am Ende hätten wir einen Brief vom Sozialamt erhalten und wären am Unterhalt arm geworden. Das musste verhindert werden.

Joseph war ein großer Mann mit ausfahrenden Gesten und lauter, greinender Stimme, die er auch in Straßenbahnen und Restaurants nicht dämpfte. Während er sich über die Politik ereiferte, ruderte er wie ein Windrad mit den Armen und streute die Asche seiner unerschöpflichen Zigarre über die Zuhörer. Jeder hatte binnen kurzem heraus, dass seine Vorträge durch Einwürfe und Widerspruch nicht abzukürzen waren. Die meisten hörten also schweigend zu und lächelten das Lächeln der Nachgeborenen. Meine Mutter hatte die Losung ausgegeben, er sei eine Persönlichkeit.

Nach zwei missglückten Affären und einer kurz vor der Heirat gelösten Verlobung hatte Joseph mit vierzig beschlossen, sein Leben als Junggeselle zu verbringen. Auf dem schwarz polierten Bechsteinflügel, an dem er mit brüchigem Organ die Fragmente von Schubert-Liedern anstimmte, standen das goldgerahmte Foto eines Schäferhundes, den er als den besten Freund seines Lebens bezeichnete, und ein Porträt eines Reitpferdes, das ihn nach zwei treuen Jahrzehnten abgeworfen hatte, sodass ich ihn nur hinkend kennengelernt habe. Meine Mutter hatte ein Foto unserer Familie dazugestellt.

Als Joseph an einem Oktobersonntag aus einem

dumpfen Mittagsschlaf erwachte, glaubte er, die Aura der Gegenstände und Zimmerpflanzen zu sehen. Er berichtete von der vibrierenden Unschärfe ihrer Doppelkonturen, als meine Mutter sich am Abend telefonisch nach seinem Wohlergehen erkundigte. Seine Sprache war so verschleiert, dass sie kaum dahinterkam, was er meinte. In einer ängstlichen Eingebung flehte sie ihn an, seine Füße hochzulegen, und fuhr zu ihm, um seine Bettruhe zu überwachen. Am folgenden Tag hatte er die gewöhnliche Sicht der Dinge wiedererlangt.

Beim Weihnachtessen beschuldigte er meine Mutter, die Gans mit verdorbenen Maronen gestopft zu haben, die ihm Lippen und Zunge betäubten. Wir, die ihm gegenüber saßen, wurden unterdessen Zeugen, wie die rechte Hälfte seines Gesichtes ins Rutschen kam. Es sah aus wie ein in Zeitlupe zusammenstürzendes Hochhaus; die Fassade scheint als Ganzes abwärtszugleiten und wahrte im Absacken noch für einen würdigen Augenblick ihre Gestalt, bevor sie sich für immer in Staub und Trümmern auflöst. Wir nötigten ihn, sich auf die Couch zu legen. Auch diese Anwendung ging vorüber. Doch wir wussten, dass es Zeit war zu handeln.

Als im Februar ein Regenschauer die gefrorenen

Wege mit einer Eisschicht versiegelte, fiel uns ein, dass unser Onkel viel zu selten spazieren ging.

«Es ist nicht gut, dass er immer drinnen hockt», sagte meine Mutter. Dann riefen wir ihn reihum an, um ihn zum Ausgehen zu ermutigen. Schließlich raffte er sich tatsächlich auf. Mit pochenden Herzen saßen wir in den folgenden Stunden neben dem Telefon. Keiner von uns war an diesem Tag ohne blaue Flecken oder verstauchte Handgelenke davongekommen. Auf den spiegelnden Straßen waren scharenweise Menschen gestürzt und unter die Räder geraten. Nicht einmal die Unfallwagen konnten sich über die glasierten Flächen bewegen.

Nun warteten wir auf den erlösenden Anruf. Der kam gegen achtzehn Uhr. Onkel Joseph dankte uns für den guten Rat. Er sei nach einem wackeren Gang erquickt und froh heimgekehrt und fühle sich durch die frische Winterluft wohltuend gestärkt.

Zu Ostern spendierten wir Onkel Joseph ein Shampoo, damit er sein Geld nicht immer zur Friseurin trage, die sich auf vordergründige Weise bei ihm einschmeichelte.

«Alte Menschen müssen aktiv bleiben», sagte meine Mutter. «Es ist besser für ihn, wenn er sein Haar selber wäscht.»

Und damit es danach schnell wieder trocken würde, schenkten wir ihm obendrein einen Fön. Mein elektrisch versierter Vetter installierte eine neue Steckdose im Badezimmer und erklärte Onkel Joseph, dass man einen Fön am besten benutzt, während man in der Badewanne liegt, damit man es von allen Seiten warm hat. Unser Onkel fand das überzeugend und hielt sich fortan daran. Es bekam ihm gut.

An einem schwülen Nachmittag Ende August durchfuhr Onkel Joseph der Blitz eines unsichtbaren Gewitters. Er saß im Lehnstuhl und hatte das Gefühl, ans Polster genagelt zu werden. Der zweite Blitz ließ ihn über die Lehne kippen. So fand ihn meine Mutter am Ende eines Tages voll vergeblicher Anrufe.

In Bad Homburg, einer deprimierenden Bal- lung von Krankenhäusern, Rehabilitationsstätten, Thermalbädern, Fastenkliniken und Cafés, erlebte unser Onkel von nun an die unerbittliche Routine eines Pflegeheims. Sein Zimmer teilte er mit einem stumm dahindämmernden Herrn Marotzke.

«Dort wird sein Leben nun in die Länge gezo- gen», klagte meine Mutter. «Und auf wessen Kos- ten? Auf seine eigenen Kosten! Noch hat er Geld!»

Im Wahn, er könne nach ein paar Wochen das Heim verlassen, weigerte der Onkel sich zu allem Überfluss, seine teure Wohnung zu kündigen. Wenn wir ihn besuchten, lag er stets in wächserner Starre und stierte an die Zimmerdecke. Doch sobald er uns wahrnahm, belebten sich seine Züge. Er begann wieder zu reden.

Nach einigen Monaten ereiferte er sich sogar beinahe wie früher, noch unverständlicher zwar als damals, doch brachte er es sogar fertig, mit den Armen zu fuchteln und Telefon und Saftglas vom Nachttisch zu fegen. Es war ein Jammer, mit anzusehen, dass er nun unserem Einfluss entzogen war und sich dabei noch erholte. Wir machten uns Vorwürfe, dass wir nicht eher etwas getan hatten.

«Man hat einfach nicht die Zeit», sagte meine Mutter, «sich so um die alten Menschen zu kümmern, wie es nötig wäre.»

Im Herbst bekam der Onkel einen Rollstuhl, der teurer war als ein Kleinwagen und den er ebenfalls selbst bezahlte. An sonnigen Tagen mussten wir ihn nun über die ebenen Wege des Kurparks schieben. Es schien in dem ganzen Ort weder Hügel noch Treppen zu geben, und sogar die flachsten Teiche waren von unüberwindlichen Mauern umgeben.

Onkel Joseph genoss die Luft und die Sonne und gewann auf gespenstische Weise an Vitalität. Durch unentzifferbare Ausrufe und herrisches Gestikulieren wies er die Richtung, in die er gefahren werden wollte. Meine Mutter hatte beobachtet, dass er sogar im Schlaf mit den Armen fuchtelte.

Meine Cousine war es, die auf die wunderbare Idee kam, ihm zum ersten Advent eine Kerze mitzubringen, auf dass er ein Licht habe in dieser dunklen Zeit. Der Onkel hasste Weihnachten. Er hasste auch die Lieder, die wir ihm sangen, während seinem stummen Zimmergenossen Marotzke Tränen der Rührung in die Augen traten.

Ich bin sicher, Onkel Joseph hasste auch die Kerze, die wir ihm auf dem Nachttisch aufstellten. Bevor wir uns verabschiedeten, zündeten wir sie an. Um ganz ehrlich zu sein, war ich es, der sie anzündete. Meine Cousine aber war es, die sagte: «Du solltest jetzt ein wenig schlafen, Joseph.» Und dabei betrachtete sie die langen Ärmel seines Nachthemdes.

Wir wanderten zurück durch den langen Gang mit den verschlossenen Türen, hinter denen sich nichts regte, vorbei am Zimmer der Nachtschwester, die uns hinter der Scheibe nicht einmal wahrnahm. «Man soll ja ins Licht gehen, wenn man stirbt», sag-

te mein Vetter, der sich viel mit Grenzerfahrungen und Nahtod-Forschung beschäftigt hat.

Als wir uns unten vor dem Haus umdrehten, war es mir, als sähe ich bereits den Schein des Feuers im Fenster. Wir fuhren schnell heim, um unsere eigene kleine Adventsfeier im Kreis der Erbegemeinschaft zu halten.

Am späten Abend rief meine Mutter im Pflegeheim an. Doch weder auf der Station noch im Zimmer unseres Onkels nahm jemand ab. Meine Mutter nickte vielsagend. Wir verbrachten die Nacht in schlafloser Unruhe.

Am Vormittag ereilte uns die schreckliche Nachricht. Bei einem Fluchtversuch mit dem Rollstuhl habe unser Onkel eine Kerze umgestoßen, die neben seinem Bett brannte. Das sofort ausgebrochene Feuer sei zwar von der Sprinkleranlage gelöscht worden. Doch für einen der Heimbewohner sei jede Rettung zu spät gekommen.

Den ganzen Tag saßen wir bedrückt und wortlos beisammen. «Eigentlich», sagte meine Mutter, «müsste die Familie Marotzke uns etwas abgeben von ihrem Erbe.»

Aber den Gedanken, die Familie anzusprechen, haben wir schnell wieder fallengelassen. Das ist acht

Jahre her. Doch noch heute stellen wir uns immer wieder vor, wie die Marotzkes in Saus und Braus leben, und zwar dank unserer Fürsorge, während Onkel Joseph längst zum Sozialfall geworden ist und uns mit seiner Unsterblichkeit langsam und unwiderstehlich in den Ruin treibt.

Nora Gantenbrink

Oles Spezialpunsch

Ich glaube, es war Friedrichs Idee, auch wenn der sagt, dass es ganz sicher meine gewesen sei, und ich weiß es wirklich nicht mehr, aber richtig reingeritten hat uns wahrscheinlich Ole. Das war schon immer so. Ole war meistens schuld.

Jedenfalls steht jetzt Friedrichs Mutter in der Tür und schreit: «Woher kommt dieser Gabelstapler? Wem gehört dieser Gabelstapler?» Sie hört gar nicht mehr auf mit diesem Geschrei, diesem richtig hysterischen Geschrei, das einem schon nüchtern unangenehm, aber mit Kater unerträglich ist.

Ich liege in Friedrichs Bett, neben mir liegt Lary und daneben Ole. Mir fällt es wahnsinnig schwer, den Kopf anzuheben. Aus dem Augenwinkel kann ich sehen, dass Ole am Fuß blutet. Friedrich finde ich nicht, aber da stöhnt es plötzlich vom Fußende her, und er richtet sich auf. Er ist nackt. «Raus!», brüllt er, schiebt seine Mutter aus dem Zimmer und schließt ab. Dabei ist das eigentlich gar nicht sei-

ne Art. Von draußen tobt es immer noch, aber viel dumpfer, nicht mehr so schrill. Lary flüstert: «What does Gabelstapler mean?», niemand antwortet, Ole stöhnt. Friedrich rollt sich wieder am Fußende zusammen, und Ole hält seinen Fuß über die Bettkante, der fortan aufs Parkett bluten kann, nicht mehr aufs Laken. Dann schlafen wir weiter.

Was davor geschah

Weihnachten nahm dieses Jahr keinen guten Anfang. Es begann mit einem Anruf meiner Mutter zwei Wochen vor Heiligabend, die sagte, dass sie sich von meinem Vater scheiden lasse. Sie ziehe zu Jörg, ihrem Finanzberater, nach Frankfurt. Ich habe einfach aufgelegt und bin zu meinem Vater gefahren. Wir wohnen in einer kleinen Stadt in der Nähe von Dortmund. Es war ein Sonntag, und mein Vater hat mir die Tür aufgemacht und mich lange umarmt. Wir haben schweigend ein paar Whiskeys getrunken, und ich habe ihm gesagt, dass ich ihn liebe. Am nächsten Tag hat mich mein Vater gefragt, ob es okay wäre, wenn er dieses Jahr wegfährt über Weihnachten. Er halte es hier unter diesen Umständen nicht aus. Ich

habe ihm gesagt, dass ich bestimmt bei Friedrich feiern kann. Friedrich ist mein bester Freund seit dem Kindergarten. Vielleicht auch bei Sarah, meiner großen Schwester. Auf jeden Fall würde ich nicht zu Mama nach Frankfurt fahren und nicht alleine sein. Er solle sich nicht um mich sorgen. Er hat auf den Boden geschaut und ganz mechanisch genickt. Ein gruseliges Nicken war das. Wir haben dann noch schweigend etwas dagesessen, und anschließend bin ich wieder nach Bochum gefahren, wo ich studiere, und habe ein bisschen geheult.

Am nächsten Tag habe ich die Vorlesung geschwänzt und Friedrich angerufen. Friedrich saß in Bamberg an seinem Schreibtisch und hat gelesen. Er liest sehr viel, ist umfassend gebildet und möchte später mal Verteidiger am Internationalen Gerichtshof in Den Haag werden. Ich habe ihm von meinen Eltern erzählt und dem Mann aus Frankfurt und dass ich 84 Anrufe in Abwesenheit von meiner Mutter habe. Friedrich hat sich alles genau angehört und gesagt, dass es eine Lösung gebe, und zwar die, dass ich bei ihm feiern könne, das sei doch selbstverständlich. Neben seiner Mutter Regine und seinem Vater Hugo und ihrem Weimaraner würde noch Lary dabei sein, die kanadische Austauschschülerin

der Familie. Friedrichs Schwester ist nämlich gerade in Toronto.

Gegen Nachmittag hat sich auch Sarah gemeldet und gesagt, dass ich selbstverständlich zu ihr, ihrem Mann und den Kindern nach Würzburg kommen kann. Allerdings litten die Kinder gerade an Scharlach und brüllten sehr viel. Da es mir eh nicht besonders attraktiv erschien, die ganze Strecke nach Würzburg zu fahren, um dann in einem Reihnhaus voller Spielzeug mit kleinen, kranken Kindern zu sitzen, kam mir der Scharlach ganz recht. Ich tat großmütig und sagte ab.

Zwei Tage vor Weihnachten brachte ich meinen Vater mit seinem Auto zum Flughafen. Er trug jetzt einen Dreitagebart und hatte einen braunen Rucksack auf, den ich noch nie gesehen hatte. Mit dem Rucksack, erzählte mein Vater mir, sei er im zweiten Semester durch Indien getrampt. Jetzt wolle er mit ihm von San Francisco nach Las Vegas. «Deine Mutter», sagte er, «wollte immer, dass ich den Rucksack wegschmeiße.» Wir umarmten uns, und ich sah ihm nach, bis er hinter der Glastür Richtung Sicherheitskontrolle verschwand.

Wieder zu Hause, wickelte ich das einzige Weihnachtsgeschenk ein, das ich dieses Jahr besor-

gen musste: ein Buch für Friedrich über Alexander von Humboldt. Meiner Mutter wollte ich nichts schenken, mein Vater war weg, Sarah würde ich erst Ostern wiedersehen, meine Großeltern waren tot, und einen Freund hatte ich nicht mehr, seitdem mein letzter beschlossen hatte, für den Master nach Australien zu gehen.

Als ich so vor mich hin einpackte, kam ich mir sehr einsam vor. Ich ging deshalb noch mal in die Stadt. Die Läden waren voll, überall jingelbellte und lastchristmasselte es. Ich kaufte teuren Wein für Friedrichs Vater und einen einfallslosen Badesatz für Friedrichs Mutter. Für die kanadische Austauschschülerin besorgte ich ein preiswertes Lipgloss, das nach Melone roch.

Später zog ich mir drei Staffeln *House of Cards* und hundert Gramm Rumschokolade rein. Friedrich rief an, um zu sagen, dass ich Heiligabend um vier Uhr kommen sollte, um sechs ginge man gemeinsam in die Kirche und um acht sei Bescherung. Ich sagte: Okay.

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Auto meines Vaters in die Heimat. Als ich vor dem Haus von Friedrichs Familie parkte, traf ich Ole Pott. Obwohl es ziemlich kalt war, trug Ole keine Jacke,

sondern nur einen Pullover mit Kapuze. Mit Ole gingen Friedrich und ich zur Grundschule. Er heißt mit Nachnamen eigentlich anders, aber er hat einen blonden Pottschnitt, seitdem er sechs ist, und deshalb nennen wir ihn Ole Pott. Ole ist ziemlich nett, und man hat oft viel Spaß mit ihm, aber er kommt aus einer nicht so richtig guten Familie, weshalb man ihm viel nachsehen muss.

«Frohe Weihnachten», rief Ole und blieb stehen.

«Dir auch», antwortete ich.

«Was machst du?»

«Ich gehe zu Friedrichs Familie.»

«Warum bist du nicht bei deiner?»

«Meine Mutter hat sich von meinem Vater getrennt und ist in Frankfurt, er ist dieses Jahr in Amerika, und zu Sarah und den Kindern nach Würzburg wollte ich nicht.»

«Schon klar», antwortete Ole.

«Und du?», fragte ich.

«Weiß nicht, komme gerade von einem Kollegen, der musste jetzt auch zu seiner Familie.»

«Und was ist mit dir?»

«Meine Mutter ist auf Nachtschicht, und mein Bruder zockt Playsi. Bei uns ist gar nichts.»

«Gar nichts?»

«Nö.»

«Nicht mal Essen?»

«Nö.»

In diesem Moment machte Friedrich die Tür auf. Er trug eine braune Stoffhose und ein weißes Hemd, darüber Hosenträger. Friedrich sagte: «Was steht ihr hier in der Kälte rum? Der Hund bellt wie verrückt!» Ich ging rein, Ole einfach hinterher, irgendwas von «nur mal Hallo sagen» murmelnd.

«Frohe Weihnachten», schrie Regine, Friedrichs Mutter, in ihrem roten Cocktailkleid. Und dann: «Mensch, Ole, lange nicht mehr gesehen, was machst du denn hier?» – «Nur mal Hallo sagen», antwortete Ole. Und Regine: «Das ist aber nett. Jetzt gibt's erst mal Sekt für alle.»

Das Wohnzimmer der Familie war festlich geschmückt. Überall hingen Lichterketten, und das Treppengeländer war mit einer Girlande aus Plastiktannenzweigen umwickelt. Es roch nach Kerzenwachs und heiler Welt.

Von oben polterte es, und ein braunhaariges Mädchen mit buschigen Augenbrauen kam die Treppe runter und stellte sich als Lary vor. Ole erklärte ihr auf Deutsch, dass er gerne auf Englisch

mit ihr rede. Regine schenkte allen Sekt ein. Friedrichs Vater Hugo kam im Anzug aus dem Schlafzimmer, und im Hintergrund lief so klassische Weihnachtsmusik. Wir stellten uns alle neben den riesigen Weihnachtsbaum, und Ole rief: «Na, dann auf uns!»

Wir saßen noch ein bisschen im Wohnzimmer rum und tranken Sekt, bis Ole sagte, er würde dann auch mal gehen. Und als Regine ihn fragte, ob seine Familie schon um sechs essen würde, sagte Ole, bei ihnen zu Hause gebe es keine Feier, er würde noch ein bisschen mit seinem Bruder FIFA auf der Playstation zocken und eine Tiefkühlpizza essen. «Schrecklich!», entfuhr es Regine, und sie lud Ole ein, mit uns zu feiern. Ole sagte «Cool!», er käme um acht, er sei eh Atheist und müsse noch mal kurz nach Hause, was besorgen.

Wir sind dann alle, bis auf Ole, in die Kirche, was sehr langweilig war. Zum Glück hatte der Sekt schon den Weg in meine Blutbahn geschafft, sodass ich die Predigt in wohliger Duseeligkeit erlebte. Lary fotografierte die ganze Zeit mit ihrem Smartphone das Krippenspiel, was Friedrichs Vater peinlich war, und Friedrichs Mutter sang sehr laut mit, was mir peinlich war. Immer wieder vibrierte mein Handy,

weil meine Mutter anrief oder mir SMS schickte, aber ich ging nicht dran.

Als wir von der Kirche zurückkamen, war es Viertel nach acht. Ole wartete schon vor der Tür, er hatte immer noch keine Jacke an, sah aber sehr zufrieden aus. Als Regine ihn fragte, warum er keine Jacke an habe, antwortete er: «Hab ich nie.»

Friedrich zündete die Kerzen wieder an. Lary band dem Weimaraner eine rote Schleife um den Hals, und Ole holte aus einem Stoffbeutel sechs dunkelgrüne Flaschen ohne Etikett. «Hier», schrie er, «Spezialpunsch!» Als Regine fragte, was genau daran speziell sei, antwortete Ole, den habe er selber gemacht. Geheimrezept. Müsse man nur noch warm machen. Regine stellte sofort die kleine Herdplatte an.

Später aßen wir Ente mit Rotkohl und Klößen und tranken Oles Punsch. Er schmeckte ganz würzig und toll nach Orangen. Lary fotografierte alles mit ihrem Smartphone und schickte es ihren Eltern per WhatsApp nach Kanada. Regine fragte Lary die ganze Zeit: «Ist das in Kanada auch so? Die Ente? Der Baum? Die Kirche?»

Dann mussten wir noch ein Video für Friedrichs Schwester aufnehmen. Wir prosteten uns mit un-

serem Punsch zu und sangen: «In der Weihnachtsbäckerei» von Rolf Zuckowski. Dazu mussten wir uns so Nikolausmützen aufsetzen, die Regine extra besorgt hatte. Ole saß mit roten Wangen am Tisch und gluckste. Mit seinem blonden Pottschnitt sah er ein bisschen so aus wie ein angetrunkener Engel.

Hugo erkundigte sich nach meinem und Friedrichs Studium. Ole sagte, er überlege auch, noch studieren zu gehen. Der Ole hat allerdings gar kein Abitur. Was er gerade macht, konnte er uns auch nicht so genau erklären. Er sagte, es ginge dabei um geheime Geschäfte und Kurierfahrten. Einen Führerschein hat Ole allerdings auch nicht.

Die Bescherung fiel mager aus. Regine und Hugo schenken sich schon seit Jahren nichts mehr. Friedrich bekam Geld für das Studium und eine Ledermappe für wichtige Unterlagen. Lary ein Buch über deutsche Dichter und ein Paket von ihren Eltern. Friedrich schenkte mir drei Schnupperstunden in einem Arabischkurs, obwohl ich nie erwähnt hatte, Arabisch lernen zu wollen, aber alles in allem war jeder gut drauf, selbst Ole, der ganz leer ausging. Wirklich schön. Auch weil die Stimmung irgendwie ganz besonders war.

Regine stand auf und erklärte, tanzen zu wollen. Sie legte «Extrabreit» auf und legte los. Sie hatte immer noch diese Weihnachtsmütze auf ihrem Kopf. Im Rückblick hätte man da vielleicht schon merken können, dass irgendetwas seltsam war. Zumindest habe ich Regine noch nie so exotisch tanzen gesehen. «Flieger, grüß mir die Sonne, grüß mir die Sterne und grüß mir den Mooooooond!», grölte sie und formte mit ihren Händen Flieger, Sonne und Mond. Lary filmte.

Ole fragte Hugo, ob er sich mal das Haus ansehen könne, er sei schon so lang nicht mehr da gewesen, und Lary sagte, sie wolle es ihm zeigen. Friedrich und ich blieben am Tisch sitzen vor einer überdimensionalen Schüssel Mandelcreme, die es eigentlich zum Dessert geben sollte. Aber Appetit hatte keiner mehr. Es wurde nur noch getrunken. Hugo schaute seiner Frau beim Tanzen zu.

«Und jetzt?», fragte ich Friedrich. Der zuckte die Achseln. Weil Ole und Lary nicht zurückkamen, suchten wir sie. Auf der Dachterrasse, in Hugos Arbeitszimmer, überall. Wir fanden sie schließlich im Keller in der Sauna, wo sie an einem Joint zogen. Oles Idee. Als Friedrich das sah, sagte er: «Lass mich auch mal ziehen.» Wir heizten dann die Sauna

an und zogen uns aus. Friedrich machte einen Lavendelaufguss. Es war seltsamerweise wie bei Adam und Eva, bevor sie diesen Apfel aßen: Es war überhaupt nicht peinlich. Es knisterte und zischte. Es war wirklich weihnachtlich.

Lary fragte, was mit Oles Vater sei, und Ole erzählte, dass sein Vater früher der Boss eines mafiosen Kartells gewesen sei und deshalb in Südamerika lebe, untergetaucht. Ich hingegen hatte mal gehört, dass sein Vater vor Jahren nach Südhessen abgehauen ist und dort als Hausmeister arbeitet.

Weil es uns nach einer halben Stunde zu heiß in der Sauna wurde, gingen wir wieder raus. Friedrich verteilte Bademäntel an alle. Als wir zurück ins Wohnzimmer kamen, knutschten Regine und Hugo auf dem Boden. Lary machte Rammstein an. Sie sagte, sie sei überhaupt nur wegen Rammstein nach Deutschland gekommen. Friedrich und ich kannten kein einziges Lied von Rammstein, beteiligten uns aber dennoch am kollektiven Headbanging. Selbst Hugo moshte mit. Ole spielte Luftgitarre.

Ganz genau weiß ich dann nur noch, dass Ole auf dem Wohnzimmerteppich lag und ein Solo auf der Luftgitarre spielte und Regine im roten Cocktailkleid daneben lag und erst kicherte, dann kotzte.

Wahrscheinlich weiß ich das noch so genau, weil man Eltern von Freunden ja praktisch nie kotzen sieht. Ab da verschwimmt meine Erinnerung.

Was ungefähr so geschah

Was weiter geschah, rekonstruierte Hugo am Abend darauf wie folgt: Nachdem er Regine ins Bett gebracht hatte, muss irgendjemand von uns Lary was vom Küheschubsen erzählt haben. Das haben wir früher oft versucht. Man geht auf eine Weide, schubst eine schlafende Kuh, und sie fällt – wie ein Stein – einfach um. Zumindest hatte uns das jemand so erzählt. Ein anderer hat behauptet, es handele sich um eine Legende. Geklappt hatte es bei uns auch nie, die Kühe liefen immer weg, oder es war ein Bulle mit auf der Weide, und wir trauten uns nicht rauf.

Lary wollte dann wohl unbedingt Kühe schubsen gehen, und Hugo konnte uns nicht mehr davon abhalten, weil ihm schwindelig wurde. Immerhin hat er aber noch dafür gesorgt, dass wir uns Winterjacken über die Bademäntel zogen. Also bis auf Ole, der hatte ja keine.

Wir sind dann alle wohl ganz euphorisch los

auf die Weide, etwa zwei Kilometer von Friedrichs Elternhaus entfernt. Die Weide gehört Bauer Bröllmann. Ob wir auch wirklich Kühe geschubst haben, daran kann sich keiner mehr erinnern. Aber irgendwo in der Nähe der Weide muss ein roter Gabelstapler rumgestanden haben, und dann muss wohl die Idee aufgekommen sein, mit dem Gabelstapler zurückzufahren. Ich weiß wirklich nicht, wer diese Idee hatte. Ich weiß aber ganz sicher, dass weder Friedrich noch ich einen Gabelstapler kurzschließen können.

Irgendwie müssen wir jedenfalls bei Friedrichs Zuhause angekommen sein und noch mal Hunger bekommen haben. Auf dem Tisch stand ja noch die Schüssel mit der Mandelcreme. Leider ist auf der Sitzgarnitur von Friedrichs Eltern jetzt ziemlich viel so hellbeige Schmiere; der Polsterer hat aber demnächst wieder Kapazität. Der Wohnzimmerteppich ist auch schon gereinigt worden.

Was mit Oles Fuß passiert ist, weiß keiner. Ihm fehlt aber seit Heiligabend ein Schuh, und er hatte eine Verletzung an der Hacke, eine klaffende Wunde, die am ersten Feiertag mit fünf Stichen genäht werden musste. Ole behauptet, dass er in eine Bärenfalle getreten sei.